

Fawwaz Haddad
Gottes blutiger Himmel

Fawwaz Haddad

Gottes blutiger Himmel

Roman

Aus dem Arabischen
von Günther Orth

 aufbau

Die Originalausgabe mit dem Titel
Djunud Allah
erschien 2010 bei Riad El-Rayyes Books, Beirut

Mit einem Nachwort des Übersetzers

Die Übersetzung aus dem Arabischen wurde mit Mitteln
des Auswärtigen Amtes unterstützt durch litprom –
Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika,
Asien und Lateinamerika e.V.



ISBN 978-3-351-03522-8

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

I. Auflage 2013

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2013

Djunud Allah © Riad El-Rayyes Books S.A.R.L., Beirut Lebanon

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

www.aufbau-verlag.de

Der Gewürzmarkt von Bagdad roch nach Pfeffer, Zimt, Anis und Kreuzkümmel, auf dem Handwerkermarkt hörte man Kupferschläger lärmern, und im Haradsch-Viertel ging

es ebenfalls laut zu. Es war nicht sehr viel anders als auf den Märkten Buzuriye, Miskiye oder Nahhasin in der Altstadt von Damaskus. In der Mutanabbi-Straße war mir, als läge das Rascheln von Papier in der Luft. Eine Straße der Buchhandlungen wie früher war sie jedoch nicht mehr, eher eine Ansammlung von Schreibwarenläden und -ständen. Fadhil lud mich auf einen Tee ins Shahbandar-Café ein.

Wir begrüßten die Anwesenden, von denen Fadhil einige Stammgäste kannte. Es waren einheimische Journalisten, Dichter, Schriftsteller und pensionierte Beamte. Manche rauchten Zigaretten, andere Wasserpfeife, sie saßen auf Wandbänken aus Holz, sprachen miteinander und blickten von Zeit zu Zeit durch die großen Fensterscheiben auf die Straße, wo das Leben nie stillstand. An den Wänden hingen gerahmte Bilder von alten irakischen Literaten, Politikern, Offizieren und Religionsgelehrten mit Tarbusch, König-Faisal-Schiffchen und Turban. Deckenventilatoren drehten sich, ohne die Hitze zu mildern. Die Gespräche kreisten um die Nachrichten des Tages, die dieselben waren wie tags zuvor. Was habe sich denn geändert im Vergleich zu Saddams Herrschaft? Nicht viel, nur die Korruption grassierte schlimmer als zuvor. Milliarden von Dollars, die für den Wiederaufbau des Irak bestimmt waren, flossen Unternehmen zu, die gute Beziehungen zur US-Regierung hatten. Im Irak profitierten davon nur die kollaborierenden Eliten, die sich die Gebäude der Baath-Partei, Hotels, Schulen und ganze Wohngebiete angeeignet hatten. Während überall extreme Sicherheitsvorkehrungen getroffen wurden, raubten sie Gelder, monopolisierten für sich horrenden Provisionen für die Vermittlung von Jobs und umgaben sich mit treu ergebenden bewaffneten Personenschützern. Und wer zahlte dafür? Absolute Korruption war das, Korruption im Wortsinne.

»Früher wurden höchstens einmal einige Millionen gestohlen, heute sind es Hunderte von Millionen!«

Die Diskussion wurde lautstark und in einem breiten irakischen Dialekt geführt, der provokant klang. Ich verstand nicht, worüber sie so stritten, wo sie sich doch einig waren, dass sie die Diebe, die auf amerikanischen Panzern ins Land gekommen waren, verabscheuten. Von Zeit zu Zeit hörte ich aus der Ferne Gewehrfeuer und Explosionen oder bildete es mir zumindest ein und konnte ihnen dann nicht mehr zuhören. Ihnen war es gleichgültig, sie waren daran gewöhnt. Nach einer Weile begriff ich, dass sie immer so nervös und erregt sprachen, egal ob sie sich gerade empörten oder nicht. Einer der Gesprächsteilnehmer hätte im Überschwang der Debatte beinahe mit der Hand den ganzen Tisch mitsamt dem Beistelltischchen und allen darauf befindlichen Wasserkrügen, Teegläsern und Aschenbechern abgeräumt.

Die bisher schon deutlich geäußerte Kritik nahm sich jedoch gemäßigt aus im Vergleich zu dem Gespräch, das jetzt über die Einnistung von al-Qaida im Stadtzentrum von Bagdad als Reaktion auf schiitische Todesschwadronen folgte. Die konfessionelle Trennung der Wohnviertel nahm immer mehr zu, und sunnitische Milizen zwangen den von ihnen kontrollierten Stadtteilen ihre Regeln auf. Eine »Versammlung der Dschihadkämpfer« hatte die Gründung zweier islamischer Emirate verkündet, eines in Dura und das andere in al-Amiriya, und verteilte Flugblätter, die den Frauen untersagten, ohne Gesichtsschleier vors Haus zu treten, den Männern, sich das Kinn zu rasieren, und den Jüngeren, Shorts oder Jeans zu tragen. Die schiitischen Milizen konzentrierten sich unterdessen auf den Osten Bagdads, wo sie schwarzgekleidete Bewaffnete patrouillieren und Mädchenschulen und Regierungsbehörden kontrollieren ließen. Sie zwangen Frauen dazu, sich schwarze Umhänge überzu-

ziehen, auch sie verboten den Männern das Rasieren ihres Bartes und untersagten das Tragen bunter Kleidung an schiitischen Trauertagen. Die jeweiligen Stadtviertel wurden abgeriegelt und die Befolgung der religiösen Regeln darin gewaltsam durchgesetzt.

Diese Berichte wurden scherzhaft mit der Frage kommentiert, wann sie wohl die Rashid-Straße in zwei Hälften teilen würden und wem dann das Café Shahbandar gehören würde. Aber was dann passieren würde, wäre nicht mehr lustig. Die Scharia würde niemanden verschonen. Die grausamsten Dinge waren denkbar geworden, wenn irgendwann tatsächlich das Religionsgesetz angewandt würde. Dem Dieb würde die Hand abgehackt, und Ehebrecher, Männer wie Frauen, würden zu Tode gesteinigt. Was also war so seltsam daran, dass sie dazu aufriefen, Mädchen nicht mehr zu unterrichten und sie zu Hause einzusperren, oder dass sie auf Friseurläden schossen, in denen Bärte rasiert wurden? War es nicht nur logisch, dass sie Anschläge auf Spielsalons und Kinos verübten, Spirituosenhändler ermordeten und Läden anzündeten, die angeblich anstößige Musik-CDs verkauften? Freue dich, Bagdad! Bald würde es wohl weder Musik noch Tanz noch Gesang mehr geben.

Und schnell waren sie bei den neuesten Nachrichten und Gerüchten: öffentliche Hinrichtungen am helllichten Tag! Eine Frau sollte ermordet worden sein, weil sie ein Geschäft betrieb, in dem auch Männer kauften. Fünf bei einer Bank beschäftigte Frauen, die kein Kopftuch getragen hatten, wurden mittags aus dem Bus gezerrt, der sie nach Hause bringen sollte. Vor den Augen ihrer Kolleginnen erschossen bewaffnete Vermummte sie, schnitten ihnen die Köpfe ab und warfen sie zur Warnung auf den Gehweg. Die tuchtragenden Kolleginnen wurden aufgefordert, ihren Bekannten zu erzählen, was sie gesehen hatten. Schließlich hinderten

sie noch die Angehörigen der Toten daran, die Leichname der Ermordeten an sich zu nehmen und zu bestatten.

Ohne sich abgesprochen zu haben, waren sowohl die sunnitischen als auch die schiitischen Milizen der Auffassung, dass die Tötung unverhüllter Frauen eine verdienstvolle Tat sei. Die von ihnen kontrollierten Gebiete waren ihrer Meinung nach von der *dschahiliya*, vom Leben im Unglauben, übergegangen in die Zeit der Herrschaft des Islams. Und so war es nicht verwunderlich, dass dort ein Scharia-Pöbel ungehindert sein Unwesen trieb.

Ich konnte den Irak nur als ein blindes Land wahrnehmen, das auf Messern durch Feuer ging, ein Land, in dem die Politik die Religion zu schändlichsten Zwecken missbrauchte, ein Land, in dem das Leben nur noch das Versprechen des Verderbens bereithielt, in dem gegenwärtig nichts als fortwährender grausamer Tod herrschte.

Wir setzten unseren Weg durch die Stadt ohne bestimmtes Ziel fort. Um mich herum lärmte es pausenlos, und das Gedränge nahm mir die Luft. In engeren Straßen gab es kein Durchkommen, unter Brücken türmte sich Müll, um den sich streunende Hunde scharten. Kinos waren geschlossen, und Stacheldraht hielt Passanten von Gebäude fern. Polizisten in blauen Uniformen schwammen in einem Meer von überbordendem Chaos und schufen zusätzlich Unordnung, nur um ein paar Dollars für sich dabei herauszuschlagen, indem sie sich in aller Öffentlichkeit bestechen ließen. Als hätte er meine Gedanken gelesen, erklärte Fadhil mir mit leiser Stimme den größeren Zusammenhang dessen, was ich sah.

»Diese Polizisten sind wie wir alle. Es sind Habenichtse, sie leben in Gefahr, und sie brauchen Geld für sich, ihre Mütter und ihre Kinder. Aber sie haben ebenso wenig Einfluss auf die Situation wie die Massen, die ehemals Saddam zuge-

jubelt haben, oder die, die jetzt Parteien zujubeln, welche ebenso schnell verschwinden, wie sie entstanden sind. Unsere Regierenden haben Angst um ihr Leben und verstecken sich hinter hohen Mauern, die Besatzungsmacht wird streng geschützt, und weit weg in Übersee sitzen im Weißen Haus und im Pentagon die Kriegsplaner. Dieses Land wird von unsichtbaren Männern auf einem fernen Kontinent regiert.« Er blickte einen Moment ins Leere, dann lächelte er und fuhr fort: »Auch die Widerstandskämpfer sind unsichtbar, obwohl sie überall um uns herum sind. Sie kämpfen, sie töten, sie schlagen zu und verschwinden wieder. Der einzige Hinweis auf ihre Existenz ist die Zerstörung, die sie anrichten.« Er sah mich an. »Sind Sie am Widerstand interessiert?« – »Nicht sehr«, sagte ich.

Ich wollte nichts überstürzen. Fadhil ließ sich jedoch nicht länger abspeisen, er wollte jetzt wissen, warum ich nach Bagdad gekommen war. Deshalb tat er so, als habe er meine Antwort nicht gehört, und sprach weiter: »Es ist schwer zu sagen, wie viele Widerstandsgruppen es gibt. Vor allem weil jeden Tag neue unter neuen Namen entstehen. Manche davon existieren in Wirklichkeit gar nicht. Aber die meisten Gruppen betreiben nur Entführung und Raub.«

Ich spürte sein Misstrauen. Vielleicht war ich ja ein Agent der Bündnistruppen. Ich beschloss, seine Andeutungen zu unterbrechen, und sagte: »Mich interessiert weder der islamische noch der nationale Widerstand, egal ob er angeblich ehrenhaft ist oder nicht. Ganz offen gesagt, interessiert mich nur al-Qaida. Mein Sohn ist bei der Organisation, und ich möchte ihn zurückholen.«

»Al-Qaida hat ihn entführt?«

»Nein, er hat sich ihr angeschlossen.«

Fadhil schien nicht überrascht zu sein. Er sagte: »Wenn er bis jetzt noch kein Selbstmordattentat begangen hat, dann

tut er es vielleicht in den nächsten Tagen oder Stunden. Wie sind Sie denn in den Irak gekommen?«

»Der syrische Geheimdienst hat mir geholfen.«

»Aber Sie nehmen doch amerikanischen Schutz in Anspruch!«

»Wenn Gott auf Seiten von al-Qaida steht, dann bin ich bereit, mit dem Teufel zu paktieren«, sagte ich.

»Machen Sie sich nicht zu viel Hoffnung. Sie können Ihren Sohn nicht zurückholen, wenn Sie ihn überhaupt finden. Nur zu Ihrer Information: Die Nachrichten haben sieben Selbstmordanschläge allein in den vergangenen zwei Tagen gemeldet. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, dann fragen Sie in den Krankenhäusern oder in der Leichenhalle nach ihm. Vielleicht hat ihn einer der Verletzten noch gesehen, bevor er sich in die Luft gesprengt hat. Oder er wurde bei einem Gefecht verwundet. Aber wahrscheinlicher ist, dass er tot ist. Wenn Sie Glück haben, finden Sie noch ein kleines Stück von ihm, das Sie als Erinnerung nach Syrien mitnehmen können. Dann müssen Sie sich keine Gedanken mehr machen, ob er noch am Leben ist oder nicht.«

War das das Souvenir, das ich aus dem Irak mitnehmen sollte? Ich hatte nicht erwartet, dass er so frech und grob daherreden würde. Ich sagte: »Bringen Sie mich zurück ins Hotel«, machte kehrt und ging in die Richtung, in der Fadhil geparkt hatte. Er folgte mir schnell und ging mir wieder einige Schritte voraus. Ich trottete langsam hinter ihm her. Den Mann, der neben mir ging und sich mir plötzlich näherte, hatte ich gar nicht wahrgenommen. Unvermittelt drängte er mich an eine Hauswand. Ich versuchte ihn wegzustoßen, aber er verdrehte mir blitzschnell den Unterarm, legte mir eine Hand auf den Mund und zischte mir ins Ohr: »Gehen Sie nach Syrien zurück! Unverzüglich!« Dann ließ er mich los und kehrte augenblicklich zur Straße zurück. Er

war jung, großgewachsen, tiefbraun im Gesicht und trug ein arabisches Männertuch mit schwarzer Halteschnur auf dem Kopf. Das war alles, was ich von ihm noch sah, bevor ihn die Menschenmenge verschluckte.

Fadhil kommentierte den Zwischenfall, der nur Sekunden gedauert hatte, so: »Wenn er Sie entführen wollte, hätte er Sie nicht gewarnt. Mir scheint eher, die Amerikaner wollen Sie hier möglichst schnell weghaben.«

Im Hotel hatte mir Major Miller eine kurze Nachricht hinterlassen. Er wolle morgen früh vorbeikommen und einen Kaffee mit mir trinken, bevor er zur Arbeit ging. Ich begriff, dass er sich zum dritten Mal entschuldigen würde. Hatte er keine Zeit mehr für mich und hoffte darauf, dass mich der Mut verliesse und ich ihn bäte, mich zurückzuschicken? Damit hätte die Warnung von heute Früchte getragen. Bevor ich schlafen ging, rief ich Fadhil an und bat ihn, morgen zu mir zu kommen. »Was ist denn passiert?«, wollte er wissen. »Ich möchte keine Zeit mehr verlieren«, sagte ich. »Ich werde in die Krankenhäuser gehen und dort nach meinem Sohn fragen.« Die Leichenhalle erwähnte ich nicht.